

Das kann weg!

Die SPD-Basis

Von Leo Fischer

Je älter einer wird, desto wunderlicher, eigenbrötlicher sein Verhalten, und keine Partei mümmelt länger am versteinerten Eigenbrot herum als die SPD. Der unfassbar teure Kokolores der Mitgliederbefragung (allein die Schnellschlitzmaschinen zum Öffnen der Umschläge kosteten eine laue Million), dieses sinnlose Ritual gelenkter innerer Demokratie ist die letzte kuriose Geste eines halbdementen Polit-Opas, der seine Erben beim Fünf-Gänge-Menü aushorcht, ob auch alle damit einverstanden sind, wenn er seinen Nachlass demnächst im Spielcasino durchbringt. Diese Partei, die von einem Godesberg ins nächste stürzt, die den Kompromiss von heute mit dem Kompromiss von morgen verteidigt und bei vollem Bewusstsein einen Trottel wie Steinbrück ins Rennen schickt, damit Merkel keine Angst haben muss und weichen Herzens in die Koalitionsverhandlungen geht; diese Partei ist kein »Tanker«, wie's ein Sprichwort der Altmittglieder will, sondern ein Speedboot vollgekokter Yuppies, die längst die Schallmauer durchbrochen hätten – wäre da nicht noch eine ganze Hundertschaft übergewichtiger Wasserski-Senioren im Schlepptau. Das größte Problem der SPD sind nicht die Inhalte oder ihr Verhältnis zur Linken; das Problem sind die Mitglieder. Die Perfidie des SPD-Vorstands, der die jahrelang gehegten schwarz-roten Pläne auf diese geradezu hitlerische Weise akklamieren lässt, ist schwer beschreiblich: Indem man die Basis mitbestimmt



Das kann weg!

Leo Fischer war bis vor Kurzem Chefredakteur des Nachrichtenmagazins »Titanic«. An dieser Stelle kümmert er sich vierzehntägig um den liegengelassenen Politikmüll und dessen sachgemäße Entsorgung. Seine Kolumne finden Sie auch hier: dasND.de/kannweg

Grafik: 123rf/Mayamaya

lässt, führt man ihr die eigene Überflüssigkeit vor Augen. Keine Partei ist so restlos postmodern: Im Gewirr zahlloser Thinktanks, Plattformen, innerparteilicher Bündnisse und persönlicher Autoritäten ist längst nicht mehr zu erkennen, wie Positionen zustande kommen; die Prozesse dahinter sind so rätselhaft und bedrohlich wie der Google-Algorithmus. Nur die Basis braucht es bei alledem nicht. Der Parteiapparat ein geschlossener, makelloser schnurrender Kreislauf; an der Spitze seit einem Jahrzehnt dasselbe Personal: Karriere kann man in dieser Partei nicht machen, Konzepte werden, wenn überhaupt, nur zum Abnicken vorgelegt. An der Basis der SPD müssen wahrhaft die dümmsten Menschen der Welt sitzen: Menschen, die es nicht merken, wenn vormalige Gegner der Großen Koalition im Interview plötzlich ganz pragmatisch vor sich hin blöken; Menschen, denen eine katholische Herzjesu-Kapitalistin wie Andrea Nahles als Parteilinke und ein schwerreicher PR-Berater wie Steinbrück als bodenständiger Schildbürger verkauft werden kann. Nur: In dieser Dummheit liegt Gefahr, sie ist unberechenbar. Die SPD wäre daher gut beraten, demnächst die Basis per Vorstandsbeschluss abzuschaffen. Die braucht wirklich niemand.

Nur nicht aufgeben

Nicht nur Menschen können scheitern, sondern auch Firmen, Klimagipfel, Bundespräsidenten und Staaten. In der Regel wird das mit Versagen gleichgesetzt und ist entsprechend verpönt. Dabei gehört es zum Leben und kann positive Folgen haben. Von Silvia Ottow

Menschen scheitern vom Beginn ihres Lebens an. Nehmen wir nur den aufrechten Gang. Ehe das Kind die dazu notwendige Balance und Körperbeherrschung erlernt hat, wird es unzählige Male zurück auf den Boden geworfen, scheitert gewissermaßen mit seinem Plan in schneller Folge. In der Regel ist das gar kein Problem für das kleine Wesen: Es versucht, sich aufzurappeln, fällt wieder um, purzelt auf den Hintern oder die Seite, weint vielleicht kurz, startet aber unentwegt neu. Es gibt nicht auf. Eines Tages läuft das Kind ohne Hilfe und verlernt diese Fortbewegungsart nie wieder.

Der gescheiterte Erwachsene bekommt nicht so schnell eine zweite, dritte, vierte oder fünfte Chance. Muss er seine Geschäftsidee begraben und vielleicht Insolvenz anmelden, wie es 2012 immerhin 28 297 Mal in Deutschland passierte, sind die Konsequenzen für ihn erheblich. Er ist gezwungen, Mitarbeiter in die Arbeitslosigkeit schicken, die ihn dafür hassen. Er verliert Vermögen und sein Ansehen. Versucht er erneut, ein Geschäft zu gründen, begleiten ihn Zweifel und Misstrauen. Auch sein Selbstbewusstsein hat gelitten, und er traut sich das vielleicht gar kein zweites Mal zu. Scheitern Ehen, geht es nicht selten ebenfalls dramatisch zu. Die Konsequenzen können bitter sein und die Betroffenen ihr ganzes Leben lang begleiten. Wer das dritte oder vierte Mal heiratet, erntet kaum mehr Bewunderung, sondern meistens Unverständnis, mindestens Skepsis. Selbst ein Klimagipfel kann scheitern, wie man am jüngsten in Polen beobachten konnte. Einem Bundespräsidenten wie Christian Wulff kann das passieren, einem eloquenten Fernsehmoderator wie Jörg Kachelmann, real existierenden Ländern wie der DDR oder Griechenland, wobei die Folgen da ganz unterschiedlich ausfallen.

»Scheitern hat Hochkonjunktur«, behauptet der Österreicher Gerhard Scheucher, der sich seit vielen Jahren mit diesem gesellschaftlichen Phänomen beschäftigt, vor allem auf der individuellen Ebene. Ursachen sieht er im heutigen Bildungswesen, das den jungen Menschen zwar einzelne Inhalte vermittelt, aber nicht die Fähigkeit, sich in unterschiedliche Sachverhalte einzuarbeiten, Arbeitstechniken auch in anderen Lebensbereichen anzuwenden und auf die Ausübung unterschiedlicher Professionen im Laufe des Lebens eingestellt zu sein: »Heute passiert es, dass Produkte nachgefragt werden, die tags darauf am Markt kein Mensch mehr braucht. In dieser Kurzlebigkeit von Produktzyklen oder der Verwertbarkeit von Wissen in Form von Qualifikation besteht eines der großen



Offene Baustellen im Kopf und ungelöste Probleme sind ein guter Nährboden für die nächste Niederlage.

Foto: fotolia/rikilo/Alexander Potapov [M]

Scheiter-Potenziale der Gegenwart«, so Scheucher. Hinzu komme die Unterschätzung der Folgen des eigenen Handelns, der Irrglaube, in immer kürzerer Zeit immer mehr schaffen zu müssen, das Befolgen zweifelhafter Maximen wie der des vielbeschworenen Multitasking, die Überschätzung der eigenen Fähigkeiten. Erfolge, sagt er, schreiben sich die Menschen in der Regel selbst zu; klappt es nicht so, würde schnell anderen die Schuld gegeben. Auch unzureichende Kommunikation und Koordination könnten ein Scheitern begünstigen, wie die Anekdote belegt, die Scheuchers Buch den Titel gab. Sie erzählt, wie sich in den 60er Jahren ein Mann neben den österreichischen Bundespräsidenten Franz Jonas schlich und gemeinsam mit ihm eine Militärparade abschritt. Ein Fotograf nahm den

vermeintlichen Irren dabei auf und das Foto sollte auf die Titelseite der österreichischen Tageszeitung »Kurier« – mit der dazugehörigen Geschichte unter der Überschrift »Ein Irre schreitet die Parade ab«. Allerdings hatte anscheinend niemand daran gedacht, dem Fotolaboranten ebenfalls zu erzählen, worum es hier ging. Der schnitt den unbekanntem Mann neben dem Bundespräsidenten einfach ab. Wer nun vom Kurier als Irre bezeichnet wurde, war erst zu bemerken, als die ersten Zeitungen die Druckmaschine verließen. Angeblich war dies der einzige Fall, in dem eine komplette Tageszeitungsaufgabe eingestampft werden musste.

Scheitern infolge mangelnder Koordination ist das Fazit von Gerhard Scheucher zu diesem Vorfall. Wäre der Mitarbeiter im Fotolabor eingeweiht

gewesen, hätte alles wie geplant laufen können. Scheitern ist nicht nur ein unabwendbares Schicksal – wie etwa im Falle einer Entlassung aus Gründen, die nicht in den individuellen Fähigkeiten des Betroffenen zu suchen sind, sondern schlicht in den Absichten der Firma oder der Unfähigkeit eines Chefs. Das kann freilich auch dem Menschen widerfahren, der alles richtig gemacht hat. Schließlich scheiterten selbst geniale Erfinder. Otto Lilienthal etwa, der im 19. Jahrhundert die Grundlagen für das Fliegen schuf und bei einem seiner Flugversuche selbst den Tod fand, oder sein Zeitgenosse Philipp Reis – er hatte das Telefon zwar entwickelt, aber dessen Siegeszug als Kommunikationsmittel nicht einleiten können.

So mancher Gescheiterte indes hätte es womöglich in der Hand gehabt,

nd-Steckbrief – Einer war's (193)

Die betörende Macht der Farben

Von Vorurteilen, falschen Hoffnungen und einer starken Frau

Sie wurde in Berlin als jüngstes von vier Kindern eines Kaufmanns geboren, der zuvor mehrere Jahre in den USA gelebt hatte. Als sie ein Jahr alt war, zog die Familie ins westfälische Herford und dann nach Koblenz, wo ihr Vater starb. Gemeinsam mit zwei Geschwistern wuchs sie fortan bei ihrer Mutter auf, die sich allerdings wenig um die Erziehung ihrer Kinder kümmerte.

Nur eines bemerkte die Mutter früh, nämlich dass ihre jüngste Tochter künstlerisch begabt war. Diese durfte daher mit 20 Jahren die private Damenkunstschule in Düsseldorf besuchen, denn an staatlichen Akademien waren Frauen seinerzeit nicht zugelassen. Doch schon wenige Monate später, nach dem Tod ihrer Mutter, brach sie ihre Ausbildung ab. Mit dem Geld, das sie von ihren Eltern geerbt hatte, fuhr sie nach Amerika, um Verwandte zu besuchen. Anschließend reiste sie zwei Jahre lang durch verschiedene Bundesstaaten der USA.

Nach ihrer Rückkehr ließ sie sich in München nieder und setzte ihr Studium an der Malschule des Künstlerinnen-Vereins fort. Außerdem be-

legte sie Kurse an einer neu gegründeten Kunstschule, wo einer ihrer Lehrer alsbald ihr Geliebter wurde. Obwohl dieser noch verheiratet war, verlobten sich beide heimlich. »Es hängt sehr viel ab von Dir«, teilte er ihr in einem Brief mit: »Du kannst nicht alles, aber nur durch Dich kann ich zu wirklich Großem kommen.« Später lebte sie mit ihrem Geliebten, der sich noch immer nicht hatte scheiden lassen, offen zusammen, was für eine Frau zur damaligen Zeit zweifellos ein ungewöhnlicher und mutiger Entschluss war.

Das Paar reiste viel, so etwa nach Tunesien, an die Riviera, in die Niederlande. Es war jedoch ein längerer Aufenthalt in Paris, der die von uns Gesuchte nachhaltig inspirierte. Während dieser Zeit entstand etwa ein Viertel ihres grafischen Werkes, wobei ihr besonderes Interesse den Holz- und Linolschnitten galt.

Nach Deutschland zurückgekehrt, kaufte sie sich ein Haus in Oberbayern, in dem sie die Sommermonate

verbrachte – zusammen mit ihrem Geliebten, der sich wenig später tatsächlich scheiden ließ. In der ländlichen Idylle entwickelte sie ihre eigene expressive Malweise. Leuchtende, unvermischt nebeneinander gesetzte Farben waren dafür ebenso kennzeichnend wie der Verzicht auf gegenständliche Details. In München, wo sie ebenfalls eine Wohnung hatte, wurde sie Mitglied einer Künstlervereinigung und war auch an deren Ausstellungen mit eigenen Werken beteiligt. Gleichwohl fiel es ihr schwer, sich als selbstständige Künstlerin zu profilieren. Sie sei in vieler Augen nur die Beigabe eines anderen, klagte sie: »Dass eine Frau ein ursprüngliches, echtes Talent haben und ein schöpferischer Mensch sein kann, das wird gern vergessen.«

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, flüchtete sie mit ihrem Geliebten in die Schweiz. Hier trennte sich das Paar – für immer. Während er in seine alte Heimat weiterreiste und dort ein zweites Mal heiratete, führte ihr Weg nach Skandinavien. Das Ende ihrer Beziehung machte ihr schwer zu schaffen und beeinflusste auch ihre künstlerische Arbeit, die sie vorübergehend sogar ganz einstellte.

Um sich von quälenden Erinnerungen zu befreien, lebte sie für einige Jahre in Berlin. Während dieser Zeit

sein Schicksal abzuwenden. Dem politischen Hoffnungsträger der Union Karl-Theodor zu Guttenberg kam leider seine Selbstüberschätzung in die Quere, als er in alle Mikrofone sprach, bei der Abfassung seiner Doktorarbeit nie wissentlich betrogen zu haben. Vielleicht spielte ihm hier die Intuition einen Streich, die in kritischen Situationen seit der Steinzeit das Handeln des Menschen bestimmt, wie Scheiter-Experte Scheucher schreibt. Damals hat das die Überlebenschancen vergrößert, »in unserer komplexen, beschleunigten und rückgekoppelten Lebenswelt ist dies aber oft nicht der Fall«. Auch der bedauernswert kleinkariert denkende Ex-Bundespräsident Christian Wulff befand sich wohl vollkommen auf der falschen Fährte, als er es aufgrund seines Amtes für möglich hielt, medialer Berichterstattung ausgerechnet der »Bild«-Zeitung Einhalt gebieten zu können.

Beide Männer sind bekanntlich so stigmatisiert, dass sie im eigenen Lande vermutlich nicht einmal mehr im kleinsten Sportverein die Mitgliederkartei verwalten dürften. Wer in der Gesellschaft, im Freundeskreis oder der Familie scheitert, verliert Anerkennung. Je höher der Status, desto größer der Verlust. Eine Fehlerdiskussion findet selten statt, in den Unternehmen steht sie Scheucher zufolge lediglich auf dem Papier, in der Politik werden Pleiten, Pech und Pannen gern durch die Entfernung des Verursachers aus der Welt geschafft, vertuscht oder aber so zerquatscht, dass sie einem am Ende fast als etwas Positives erscheinen. Dabei wäre eine ernsthafte Reflexion des Tabuthemas eine der »besten Voraussetzungen, um in einem zweiten oder dritten Anlauf ein gestecktes Ziel zu erreichen.« Offene Baustellen im Kopf und ungelöste Probleme, meint Scheucher, seien ein guter Nährboden für die nächste Niederlage. Fehleranalysen an Stelle von Demütigungen könnten sie dagegen verhindern.

Thomas Alva Edison, der Erfinder der Glühlampe, hatte Scheucher zufolge knapp 9000 Kohlefäden ausprobiert, ehe er denjenigen fand, der die Lampe dauerhaft zum Leuchten brachte. Seine Notizen waren übersät mit der Anmerkung »T. A.«, was nichts anderes bedeutet als »Try Again!«. »Versuch es noch mal.« »Unser größte Schwäche ist das Aufgeben. Der sicherste Weg zum Erfolg besteht darin, immer wieder einen neuen Versuch zu wagen«, schrieb Edison, der über 2000 Erfindungen gemacht hatte, nieder. Wie säßen wir heute da, wenn dieser Amerikaner seine Glühlampenversuche nach dem 500. Versuch eingestellt hätte?

Gerhard Scheucher: Ein Irre schreitet die Parade ab. Ibero. 169 S., 18 €.

lernte sie einen Kunsthistoriker kennen, der ihr zweiter Lebensgefährte wurde. Nach einem erneuten Aufenthalt in Paris kehrte sie voller Elan in ihr Sommerhaus zurück. Sie malte hier vor allem Blumenstillleben und fertigte abstrakte Studien in Öl an, die zunächst weithin unbekannt blieben. Denn in der Nazizeit hatte sie Ausstellungsverbot. Erst nach Ende des Krieges konnte sie sich wieder mit eigenen Bildern der Öffentlichkeit präsentieren, was sie zugleich als späte Genugtuung empfand. Sie starb mit 85 Jahren in ihrer oberbayerischen Wahlheimat. Wer war's?

Die Lösung

Für drei Gewinner dieser Folge stellt der Aufbau-Verlag den Band »Wie haben wir gelacht?« von Dieter Hildebrandt und Peter Ensikat zur Verfügung. Der Mediziner, nach dem wir letztes Mal fragten, war:

Robert Koch. Gewonnen haben: Annerose Kranz, Berlin; Thomas Glanz, Zeitz; Georg Krecklow, Tathun. Die Gewinner sind mit der Veröffentlichung einverstanden. Einsendeschluss: 18. Dezember

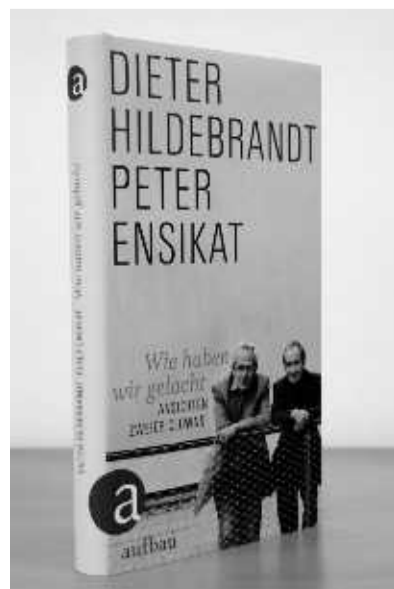


Foto: nd/Camay Sungu